

Kapitel 1

Ich fragte mich manchmal, warum der Mensch ein Bewusstsein besaß. Waren wir nicht viel zu oft kaum mehr als Schlafwandler, gefangen in der unbarmherzigen Gnadenlosigkeit der Wirklichkeit, unfähig, sie zu beeinflussen oder gar zu ändern? Warum gaukelten wir uns überhaupt vor, einen freien Willen zu haben, wenn wir doch nur kleine Rädchen in der kalten Maschinerie des Schicksals waren? Vielleicht brauchten wir diese Illusion, um die unerträgliche Sinnlosigkeit unseres nutzlosen Alltags zu ertragen.

Ich wusste es nicht. Schon oft hatte ich mir den Kopf darüber zerbrochen und war zu keiner Antwort gekommen. Ich hatte einzig die Erkenntnis gewonnen, dass wir vermutlich besser dran wären, könnten wir uns nicht hinterfragen, und stattdessen blinden Schlafwandlern gleich durch unser Leben stolpern, ohne Kenntnis unserer Umgebung, ohne Rücksicht auf uns oder andere, gefangen in einem bittersüßen Traum.

Ich hob den Kopf und sah dem dunkeln Rauch nach, der in dichten Schwaden langsam in den Himmel stieg und die goldene Morgendämmerung verdunkelte. Es war ein klarer, wolkenloser Tag. Das Gras glänzte noch vom letzten Regen und die Luft hatte diese angenehm kühle Temperatur, die eigentlich kalt sein sollte, im Sommer jedoch so unglaublich erfrischend wirkte. Ironisch, etwas so Schönes am Tag nach einer fürchterlichen Tragödie zu sehen. Aber so vieles auf dieser Welt war nicht gerecht. Man konnte versuchen, es zu ändern, oder es akzeptieren. Letzteres war einfacher.

Schweigend standen wir um den Scheiterhaufen, nahmen Abschied von einem teuren Freund, einem geliebten Bruder. Das Ende war schnell gekommen, überraschend und unvermeidlich. Es hatte uns einmal mehr daran erinnert, wie klein und zerbrechlich wir eigentlich waren, wie schnell unser Dasein vorbei sein konnte und wie wenig Macht wir über das Schicksal hatten.

Das Holz knisterte, als die Flammen es sich nach und nach einverleibten. Immer höher und immer heller loderten sie, bis sie schließlich auch den toten Leib vollständig umschlossen und langsam verzehrten. Nun verging das wenige, was von ihm übrig war. Asche zu Asche und Staub zu Staub.

Auch ein Mensch war nur Nahrung für das Feuer und am Ende eines jeden Lebens blieben stets nur Asche und Staub übrig. So war es immer gewesen und so würde es auch immer sein. Auch wir waren keine Ausnahme. Wir mochten Technologie besitzen, Medizin, Wissen und scheinbare Allmacht, wir beherrschten diesen Planeten und die Kreaturen darauf, doch wenn es mit uns zu Ende ging, zerfielen wir wie alles andere auch.

„Mach's gut, Bruder.“ Ich spürte, wie mir eine einsame Träne über die Wange rann, und versuchte gar nicht, sie abzuwischen, denn wo sie herkam, warteten noch so viele mehr. „Wir werden dich vermissen.“

Der Tod war nichts Neues für uns. Nein, im Gegenteil: Er war ein treuer Begleiter und oft auch ein mächtiger Verbündeter. Doch er war nun mal der Tod. Wen er zu sich holte und wen nicht, wussten wir nie. Es war grausamer Zufall, höhnisches Schicksal. Mal waren es wenige Sekunden, Worte oder Millimeter, die uns von ihm trennten und uns neues Leben schenkten. Dinge, die in ihrer unendlichen Bedeutungslosigkeit doch über alles entschieden. Und auch, wenn wir uns das stets vor Augen führten und wussten, dass auch unser Leben jederzeit in einer infernalischen Stille enden konnte, so schmerzte der Abschied trotzdem jedes Mal aufs Neue.

Fen trat nach vorne und stimmte mit seiner tiefen Stimme das Vaterunser an. Ein altes Ritual, das ich schon viel zu oft hatte miterleben müssen. Es gab uns Halt und Sicherheit und war eines der wenigen Dinge auf dieser Welt, denen wir nicht hilflos ausgeliefert waren. Ein Fels in der tosenden Brandung, ein Grashalm im Sturm.

Ich empfand es als tröstend, zu wissen, dass auch ich eines Tages dort liegen und auch für mich dieses Ritual abgehalten werden würde. Vielleicht war es schon in wenigen Tagen soweit, vielleicht erst in vielen Jahren. Doch jeder hier wusste, dass der Tag kommen würde, an dem andere an unserer statt hier standen und uns betrauernten.

Schweigend warf ich einen letzten Blick auf den brennenden Körper unseres Bruders. Das Feuer machte uns alle gleich, unabhängig davon, wie gut oder schlecht wir im Leben gewesen waren. Es hatte etwas Friedliches an sich, ihn da liegen zu sehen, gehüllt in seine schwarze Kutte. Ich wusste, dass niemand seinen Tod hätte verhindern können, doch ich fragte mich, ob er ihn sich nicht sogar herbeigesehnt hatte.

Trotzdem fiel mir der Abschied schwer. Schwerer als ich zugeben wollte. Noch eine Träne lief über meine Wange. Und noch eine. Ich zog meine Kapuze über, zog sie tief in mein Gesicht, bis es fast vollständig verhüllt war. Die anderen sollten nicht sehen, wie sehr es mich schmerzte. Ich musste stark sein.

„Ruhe in Frieden, Freund.“ Fen beendete sein Gebet und damit die schmucklose Trauerfeier für einen Menschen, dessen Namen die Welt niemals erfahren würde, auch wenn er so viel für sie geleistet und geopfert hatte. Es war nicht gerecht. Es war niemals gerecht. Wir waren selten mehr als Blätter im Wind der Zeit, doch ich hatte meinen eigenen, kleinen Weg gefunden, der Stille des Vergessens ein Schnippchen zu schlagen. Es war nicht viel, aber es bedeutete mir dafür umso mehr. Ein Zeichen, dass es nicht ganz umsonst war.

Dieses Zeichen war eine große, alte Eiche, die einsam inmitten der Wiese stand, nur ein paar Meter von uns entfernt. Mit dem Respekt, der einem Monument der Erinnerung gebührte, ging ich zu ihr und legte eine Hand auf die raue, von Wind und Wetter gezeichnete Rinde.

Sie war ein alter Freund von mir, hatte so viele Menschen überdauert und würde auch mich überleben. Ich kam stets hierher, wenn ich nachdenken musste, wenn ich trauern oder allein sein wollte. Sie verstand mich, unberührt von den Leiden der Menschen, still und stumm.

Doch noch lebte ich. Und so bückte ich mich und zog ein kleines Messer aus meinem Stiefel. Zu viele Namen hatte der kalte Stahl schon in diesen Baum geritzt. Zu große Teile der Rinde bewahrten bereits die Erinnerung an zu viele gute Freunde. Aber so lange ich lebte, würde ich den Namen jedes Einzelnen hier eingravieren. Nicht für die Ewigkeit, aber für ein paar Jahrzehnte. Das war alles, was ich tun konnte. Ios. So hatte er geheißen.

Ich blieb einen Moment lang vor dem Baum stehen, senkte meinen Kopf und gedachte seiner. Er war ein guter Freund gewesen, ein tapferer, aufrichtiger Mensch, pflichtbewusst und loyal. Klischees, das war mir klar, doch ein ehrliches Klischee war besser als so manche Lüge. Nicht alle waren zu Außergewöhnlichem bestimmt. Man hatte sich auf ihn verlassen können. Ich würde ihn vermissen.

Ein paar Minuten verharrte ich so. Wenn auch nur ein kleines Detail anders verlaufen wäre, wäre er heute hier gestanden und nicht ich. Vielleicht sogar keiner von uns. Das durfte ich nie vergessen. Und so zollte ich ihm den gleichen Respekt, wie ich ihn auch dem Schicksal zollte.

Irgendwann hörte ich schwere Schritte hinter mir. Ohne ihn zu sehen, wusste ich bereits, dass Fen zu mir kam. Nur er schaffte es, so unfassbar laut auf Gras zu gehen und die Stille dieses Morgens so grausam zu zertrümmern. Ich hätte gerne noch ein paar Augenblicke für mich gehabt, aber daraus wurde wohl nichts. Als er bei mir war, legte er seine Hand auf meine Schulter und zwang mich recht unsanft zum Umdrehen. Ich schloss die Augen, unterdrückte eine letzte Träne und blickte auf.

Er schaute mich mit seinem gewohnt grimmigen Blick an. Fen war einer der Menschen, denen immer die Last der Welt ins Gesicht geschrieben stand, doch plötzlich lächelte er. Ein aufmunterndes, warmes Lächeln, eines, wie man es selten bei ihm sah. Ios und er waren nicht nur Brüder im Geiste gewesen, sondern leibliche Brüder. Ich konnte mir kaum ausmalen, wie er sich fühlen musste. Und trotzdem lächelte er. Er weinte keine Tränen um etwas, das wir nicht mehr ändern konnten. Dafür schätzte ich ihn.

Auch die anderen wussten, dass es weitergehen musste und es uns jederzeit erwischen konnte. Jeder von ihnen war, wie auch ich, gezeichnet von unseren Aufgaben. Da war Ira, die Jüngste von uns. Eine lange Narbe zog sich schräg über ihr Gesicht. Doch statt sie zu verunstalten, verlieh sie ihr eine kämpferische und zugleich zarte Schönheit. Sie war noch nicht lange bei uns, aber ich

hatte sie schon sehr zu schätzen gelernt. Sie war genauso klug und flink, wie sie melancholisch und verträumt war.

Neben ihr stand Zen. Er lachte nicht besonders oft und trug einen schwarzen Verband über seinem linken Auge. Er hatte es direkt bei seiner ersten Mission verloren und lehnte einen künstlichen Ersatz stur ab. So wollte er an seinen Fehler erinnert werden, sagte er immer wieder. War vermutlich auch besser so, denn der Verband verdeckte auch große Teile seiner narbenüberzogenen Glatze.

Und schließlich war da noch Aro, der, egal wie schlimm die Dinge auch standen, immer einen flotten Spruch auf den Lippen hatte. Wobei das nur eine Redewendung war. Er besaß keine Lippen mehr. Vor einiger Zeit schon war ihm der Unterkiefer weggeschossen worden und seither hatte er einen metallisch schimmernden Ersatz.

„Nimm es nicht so ernst, Squadleader.“ Fen schob mich mit leichter Gewalt zu den anderen. Eher widerwillig ließ ich ihn gewähren. Mir war gerade zwar nicht nach Reden, aber wenn Fen entschied, dass man irgendwo hinzugehen hatte, dann gab es wenig, was man dagegen tun konnte. Er hätte auch den Baum ausreißen können, wenn er der Ansicht gewesen wäre, dass er woanders besser hinpasste.

„Nenn mich nicht so.“ Ich entzog mich seinem Griff. „Wie oft soll ich das noch sagen?“

„Da, wo er jetzt ist, geht's ihm besser.“ Natürlich ließ er sich nicht von mir beirren und schlug mir sogar auf die Schulter. Sofort schossen mir Tränen in die Augen. Ich schnappte nach Luft, fiel nach vorne und musste mich an ihm abstützen. Irgendwas hatte gerade geknackt.

„Ups, tut mir leid, Squadleader!“ Er lachte auf. „Ich habe mich noch nicht an diesen kybernetischen Arm gewöhnt! Sorry!“

„Schon in Ordnung“, presste ich hervor, während ich versuchte, den donnernden Schmerz zu ignorieren, der meine gesamte linke Körperhälfte lähmte. So wie es sich anfühlte, hatte er mir gerade die Schulter gebrochen; gewundert hätte es mich nicht. Erst letzte Woche hatte er beim Armdrücken Aros Hand angebrochen. Verdammte, tat das weh! Ich meinen Arm kaum bewegen. Und ich wusste längst, dass es morgen erst richtig wehtun würde.

„Also, was steht jetzt auf dem Plan, Rah?“ Aro zog fragend die Augenbrauen hoch und schaute mich an. Seinen Worten klang immer ein metallisches Geräusch nach, fast so, als würde er in ein kaputtes Mikrofon sprechen. Er war der Einzige im Squad, der mich mit meinem Namen ansprach. Naja, fast.

Meinen richtigen Namen hatte ich schon vor Jahren abgelegt. ‚Rah‘ war nur die Bezeichnung, die mir zugewiesen worden war. Aber das gefiel mir immer noch hundertmal besser als ‚Squadleader‘. Ich kannte meine Position und musste nicht ständig daran erinnert werden, dass ich die Verantwortung für diesen Haufen von Irren trug.

Ich kratzte mich am Kinn und dachte nach. Das war eine gute Frage. Wahrscheinlich gab es – wie immer – mehr als genug zu tun. Ich hatte noch nie erlebt, dass wir nicht gebraucht wurden. Trotzdem hatte ich bisher noch keinen Befehl bekommen. Das war wirklich ungewöhnlich, aber hätte es eine dringende Mission gegeben, wüssten wir längst davon.

Doch da dem nicht so war, vermutete ich einfach mal, dass man uns ausnahmsweise nicht brauchte. Und das hieß, ich konnte es verantworten, uns ein paar Tage Urlaub zu gönnen. Man würde uns sowieso schon früh genug wieder zusammentrommeln.

„Ich denke, wir haben uns ein paar freie Tage verdient.“

Einen Augenblick lang war ich mir nicht sicher, ob sie mich verstanden hatten, doch dann lächelten sie müde, halb ungläubig und halb überrascht. Für mehr als das hatte keiner mehr die Kraft. Auch ich nicht, obwohl ich wirklich es versuchte. Die letzten Monate hatten ihren Tribut von uns gefordert. Wir waren nahezu pausenlos im Einsatz gewesen, waren von einem Ende der Welt zum anderen gereist, hatten wenig Ruhe und noch weniger Schlaf gehabt.

Wenn ich so darüber nachdachte, dann waren ein paar Tage Urlaub eigentlich die beste Nachricht, die ich seit langer Zeit mitteilen durfte. Trotzdem konnte sich gerade keiner wirklich freuen. Aro war übrigens der Einzige, der nicht lächelte; das konnte er natürlich auch nicht. Er verzog nur die Oberlippe und sah dabei unfassbar dämlich aus. Deswegen ließ er es oft einfach sein. Ira hatte ihm mal einen Smiley auf den Kiefer gemalt, was er allerdings nicht so toll gefunden hatte.

„Ach, das meinst du wirklich ernst, oder?“ Zen lachte eines seiner seltenen Lachen. Ich schaute ihn kurz mit hochgezogenen Augenbrauen an und nickte, woraufhin er auf der Stelle kehrtmachte und mit schnellen Schritten über die Wiese zu seinem Auto ging, das er an der Straße geparkt hatte. Im Weggehen hob er noch die Hand zum Abschied. Gut so. Je schneller wir die wenige freie Zeit nutzten, desto besser. Wobei es ihn nicht umgebracht hätte, ‚Tschüss‘ zu sagen.

„Okay, da das anscheinend kein Scherz ist, sage ich mal: Haut rein!“ Aro lachte und marschierte ebenfalls weg. Fen folgte ihm dicht auf und zusammen stiegen sie in den uralten, grell-gelben Wagen, den er sein Eigen nannte. Ein grottenhässliches Teil. Ich fragte immer wieder, wie er es verantworten konnte, in dieser Schrottblaube zu fahren. Naja, das war sein Problem.

Nur Ira stand noch da, tänzelte unruhig von einem Bein aufs andere und schaute mich mit einem Blick an, den ich nicht deuten konnte. Sie sah fast aus wie ein Teenie, wie sie so dastand, knallrot im Gesicht. Ich zog eine Augenbraue hoch und erwiderte ihren Blick, doch sie schaute augenblicklich zu Boden und lief noch röter an.

„Hättest du...“ Sie zog sich die Kapuze vom Kopf, sodass ihr kurzes, braunes Haar zum Vorschein kam. „Hättest du vielleicht Lust, ein bisschen mit zu mir zu kommen?“

Mein Herz jagte mir augenblicklich eine derart große Ladung Adrenalin ins Blut, dass mir die Luft wegblieb. Eher halbherzig versuchte ich, meinen Versuch, nicht zu ersticken, als Räuspern zu tarnen, doch selbst ein Tauber hätte gehört, dass ich mich gerade ebenfalls aufführte wie ein nervöser Teenager. Mein Herz raste. Ich mochte Ira. Ich mochte sie wirklich gerne. Ehrlich gesagt hatte ich mich schon an dem Tag in sie verguckt, an dem sie zu uns gekommen war. Seither konnte ich nicht aufhören, an sie zu denken.

Sie war jung, wunderschön, klug, witzig und herzlich. Beinahe zu perfekt. Ich schaute in ihre glänzenden, tiefblauen Augen. Sie hatte immer einen melancholischen, verträumten Blick, der mich schon in dem Moment verzaubert hatte, in dem ich sie zum ersten Mal gesehen hatte. Ich bewegte ein paar Mal stumm die Lippen und versuchte, meine Gedanken zu ordnen.

Schließlich lächelte ich sie an und nickte. „Sehr gerne.“

Mehr fiel mir einfach nicht ein. Wahrscheinlich hätte ich irgendetwas Charmantes oder Witziges sagen sollen oder zumindest ein paar Worte mehr als dieses halbherzige Gestammel, aber es ging einfach nicht. Mein Kopf war wie leergefegt; ich starrte sie an und konnte mein Glück gar nicht fassen, dass sie Zeit mit mir verbringen wollte.

Ich keine Ahnung, wie ich meine Beine dazu brachte, sich zu bewegen, als sie mir mit einem Kopfnicken bedeutete, ihr zu ihrem Auto zu folgen. Irgendwie schaffte ich es, während ich mir gleichzeitig überlegte, was ich sagen sollte und wie ich die unangenehme Stille durchbrechen konnte. Aber so, wie ich mich gerade fühlte, hatte mein Verstand schon größte Mühe damit, meine Beine überhaupt zur Bewegung zu zwingen.

Ich sollte vermutlich damit zufrieden sein, zu atmen und nicht umzufallen. Leider war Ira ebenfalls zu nervös, um etwas zu sagen; das war offensichtlich. Sie hielt den Kopf gesenkt und schaute die meiste Zeit zu Boden, drehte sich aber trotzdem alle paar Schritte zu mir um. Sie lächelte, wurde aber jedes Mal noch röter, als sie ohnehin schon war. Wieso zum Teufel war ich so nervös? Ich musste mich irgendwie beruhigen, wenn ich nicht wie ein Vollidiot aussehen wollte.

Iras Auto war ein riesiger, schwarzer Geländewagen. Ich hatte ihn schon ein paar Mal gesehen, war aber noch nie darin gesessen. Genau genommen hatte er mehr Ähnlichkeit mit einem Panzer als mit einem Auto. Keine Ahnung, wie sie sich so ein Teil leisten konnte, geschweige denn, wie sie es durch die engen Straßen dieser Gegend manövrierte. Eindrucksvoll war es aber allemal.

Hey, das war gerade der erste klare Gedanke, den ich in den letzten Minuten gefasst hatte! Vielleicht musste ich mich nur ablenken. Also... Indem sie mich mitnahm, sparte ich mir das Geld für ein Taxi. Das war doch schon mal etwas. Ja, genau! Ich musste mich auf Kleinigkeiten konzentrieren, dann fiel mir sicher auch etwas ein, was ich sagen konnte! Nur leider ging das nicht schnell genug, denn ehe ich mich versah, saß ich schon auf dem Beifahrersitz und schnallte

mich an. Mit einem gewaltigen Dröhnen startete der Motor. Das tiefe Brummen ließ den Sitz vibrieren.

„Du hast Geschmack.“ Ich lächelte sie an. „Das ist ein schickes Auto.“

„Danke.“ Sie kicherte leise. „Ich mag große Autos. Sie geben mir ein Gefühl von Freiheit und sind eine nette Abwechslung zu den blöden Transportern, in denen wir die ganze Zeit hocken. Ich hasse die Teile. Viel zu eng und stickig. Ich passe da kaum rein. Wie schafft das Fen eigentlich?“

„Keine Ahnung.“ Ich zuckte mit den Schultern. „Ich glaube, er hat Knochen aus Gummi. Anders ist das kaum möglich. Du musst mal drauf achten, wie er sitzt. Total verrenkt.“

„Wir hatten noch keine Möglichkeit, ungestört miteinander zu reden.“ Sie lenkte den Wagen in die Häuserschluchten der Stadt. „Ich bin jetzt seit drei Monaten im Team und habe noch mit keinem von euch privat geredet. Es freut mich, dass wir endlich dazu kommen.“

„Es ist ein... stressiger Beruf.“

Sie lachte. „Das stimmt... Rah, bevor wir irgendwas anderes machen, möchte ich etwas loswerden. Also... Ich bin echt nicht gut in sowas.... Es gibt was, das ich dir dringend sagen sollte... Oder sagen möchte. Über mich... Verdammt. Wie sage ich das am besten? Okay... Also... Ich bin eine Adeptin. Ich wurde vor acht Jahren eingezogen. Mit fünfzehn. So. Jetzt ist es raus.“

Ihre Worte trafen mich wie ein Schlag und ich brauchte einen Moment, bis ich wirklich verstand, was sie gesagt hatte. Doch als ich es tat, setzte mein Herz einen Schlag aus, nur um sich danach umso schmerzhafter zurückzumelden. Das konnte nicht ihr Ernst sein. Ich riss den Kopf zur Seite, starrte sie an, öffnete den Mund, nur um ihn gleich wieder zu schließen. Ich wollte etwas sagen, doch da war nichts, was ich hätte sagen können, absolut gar nichts. So viele Gedanken rasten durch meinen Kopf, so viele, dass ich gar nicht wusste, wie ich sie zum Ausdruck bringen sollte. Ira war eine Adeptin. Eine angehende Wächterin. Ein Maschinenengel.

Ich starrte sie an, versuchte, das Chaos in meinen Gedanken zu ordnen und etwas zu sagen, doch das war unmöglich. So, Emotionen und Ängste schossen durch meinen Kopf, dass ich gar nicht wusste, wie ich jemals alle verstehen sollte.

„Warum hast du nichts gesagt?“ Mein Mund war staubtrocken und meine Stimme bebte. Eine Wächterin. Sie war eine Wächterin. Nichts auf der Welt bedeutete eine so gravierende Veränderung, nichts riss einen Menschen so endgültig von allem weg, was er je gekannt hatte. Ein Maschinenengel war ein Wesen, das alles Menschliche übertraf, ein Gott unter Sterblichen,

reine Perfektion. Es gab nur eine Handvoll auf der ganzen Welt; nur ein Mensch unter Milliarden wurde ausgewählt. Sie waren das letzte Aufgebot unserer Spezies, die letzte Verteidigung vor der allumfassenden Finsternis, wenn selbst wir versagt hatten.

Es gab so vieles, was gesagt werden musste, so viele Fragen, die nach Antworten verlangten. Wie hatte ich nur so blind sein können? Die Zeichen waren offensichtlich gewesen. Ich hätte es erkennen können, hätte es erkennen müssen. Ira war jung. Viel zu jung, als dass sie auf regulärem Weg in unsere Einheit hätte gelangen können. Ich hatte Mist gebaut, hätte viel früher nach ihrem Hintergrund fragen müssen, hätte mich über sie informieren und es herausfinden müssen. Ich hätte für sie da sein und ihr helfen müssen, hätte alles tun müssen, was in meiner Macht stand, um ihre Last zu erleichtern.

Sie stoppte den Wagen in einer schmalen, heruntergekommenen Seitengasse zwischen zwei verwahrlosten Mehrfamilienhäusern, lehnte sich nach vorne und stützte sich am Lenkrad ab, bevor sie ein paar Mal tief ein und aus atmete.

„Weil ich Angst habe.“ Sie blickte mit müden Augen ins Dunkel der Häuserschlucht. „Ich habe fürchterliche Angst, Rah. Ich kann kaum schlafen vor lauter Angst. Ich habe mir immer eingeredet, dass es schon irgendwie gut werden würde, dass ich da vielleicht doch irgendwie rauskomme. Aber je näher... es... rückt, desto nervöser werde ich.“

„Schon gut.“ Ich sah sie an. „Das kriegen wir hin. Irgendwie.“

Etwas Besseres als diese inhaltsleere Floskel fiel mir nicht ein. Ich wusste genauso gut wie sie, dass wir das nicht hinkriegen würden; hatte nur etwas sagen wollen, um sie zu trösten. Vielleicht auch, um meine eigene Hilflosigkeit zu überdecken. Wie sollte ich nur eine junge Frau trösten, die mit dem Wissen leben musste, eine Wächterin zu werden? Niemand hatte ein derartiges Schicksal verdient. Die Last dieses Wissens wog schwer. So schwer, dass ich mir nicht ausmalen konnte, wie sehr es sie belasten musste.

Ira stieg nun schweigend aus dem Auto und ging betrat eines der Häuser. Ich folgte ihr bis ins oberste Stockwerk und dachte angestrengt darüber nach, wie ich sie irgendwie trösten oder vielleicht sogar aufmuntern konnte, doch mir fiel nichts ein. Von den Wänden des Treppenhauses bröckelte der Putz und der beißende Gestank von Urin hing in der Luft. Nicht wenige Wohnungstüren waren eingeschlagen und die dahinterliegenden Räume sahen selten besser aus als das Haus von außen. Müll und Unrat stapelten sich auf den Treppenstufen. Nur das Stockwerk, in der ihre Wohnung lag, war sauber. Und ich konnte auch sofort erkennen, wieso: Sie hatte das schwarze Balkenkreuz, das Zeichen unseres Ordens, an die Tür gemalt. Groß genug, damit auch der betrunkenste Versager kapierte, dass er hier nichts verloren hatte. Einfach und effektiv.

Ihr Appartement war gemütlich. Naja, zumindest relativ gemütlich. So komfortabel, wie man es in einer Gegend wie dieser nun mal einrichten konnte. Sie hatte sich große Mühe gegeben und den wenigen Platz so gut wie möglich genutzt. Im Wohnzimmer stand ein großes, gemütlich aussehendes Sofa mit einem Haufen wild zusammengewürfelter Decken und Kissen, sowie zwei knallbunte Sessel, die allerdings den Eindruck machten, als würden sie jeden Augenblick in sich zusammenbrechen. Dazu ein paar farblich ganz und gar nicht passende, flauschige Teppiche und jede Menge bunter Bilder an den Wänden. Nur das kleine, verstaubte Fenster war frei. Dafür, dass sie bestenfalls ein paar Tage im Jahr hier war, hatte sie viel Mühe in ihr Zuhause gesteckt; das musste man ihr lassen.

„Mach's dir bequem.“ Sie lächelte mich gezwungen an, bevor sie in die Küche huschte. Ich schaute ihr einen Moment lang nach und fragte mich, was sie da wohl zu schaffen hatte. Wir waren die letzten drei Monate ununterbrochen im Einsatz gewesen. Kein halbwegs gut schmeckendes Lebensmittel konnte sich so lange halten. Und bei der miserablen Stromversorgung der Stadt hatte sie sicher auch nichts eingefroren. Aber das würde ich wohl gleich herausfinden.

In der Zwischenzeit setzte ich mich auf das Sofa und schaute mich um. Ich wollte lieber nicht riskieren, mich auf die Sessel zu setzen, da ich ehrliche Angst hatte, dass sie unter mir zusammenbrechen würden. Und ich wollte mir wirklich nicht von einem Sessel das Genick brechen lassen.

Zum ersten Mal seit fast einer Woche zog ich meinen schwarzen Mantel aus und schnallte meinen Waffengurt ab. Es war erstaunlich, wie leicht man sich fühlte, wenn das unsägliches Gewicht endlich weg war. Der Waffengurt alleine war schon schwer. Meine Ausrüstung wog mehrere Kilogramm, aber der Mantel war trotzdem das Schlimmste. Er war aus einem speziellen, besonders widerstandsfähigen Material gefertigt und hielt angeblich Beschuss aus Kleinwaffen aus. Das hatte ich zum Glück noch nicht testen müssen, aber das erklärte zumindest, warum er gefühlt zwanzig Kilogramm wog. Ich überlegte kurz, ob ich ihn über einen der Sessel werfen sollte, entschied mich dann aber aus den gleichen Gründen dagegen, die mich am Hinsetzen gehindert hatten.

Nach ein paar Minuten kam Ira zurück. Mantel und Waffengurt hatte sie ebenfalls abgelegt und in ihren Händen trug sie ein Tablett, auf dem sie zwei dampfende Tassen balancierte. Sie fluchte leise vor sich hin, während sie versuchte, nicht allzu viel zu verschütten und gleichzeitig einen Weg durch die kreuz und quer herumliegenden Kissen zu finden. Ihr Erfolg war zwar nur mäßig, aber sie schaffte es.

„Ich sollte mir wirklich mal einen Tisch kaufen.“ Sie reichte mir eine Tasse. Das Getränk roch und schmeckte nach Kakao, hatte aber einen Beigeschmack, den ich nicht zuordnen konnte.

„Rum. Ich hoffe, das ist okay für dich.“

„Hey, das ist mein erster Kakao seit... keine Ahnung, Monaten.“ Ich nahm noch einen Schluck.

„Da werde ich mich sicher nicht beschweren, wenn jemand zwei meiner liebsten Getränke auf der Welt miteinander vermischt. Danke.“

Sie lachte kurz und setzte sich neben mich. „Weißt du, ob es weh tut?“

Ich nahm die Tasse von meinem Mund und schaute sie an. „Ich denke nicht, dass es weh tut. Die Eingriffe sind umfangreich, aber du sollst danach ja einsatzfähig sein. Ungewohnt wird es wahrscheinlich, bis du dich an alles gewöhnt hast, aber Aro und Fen haben ja auch keine Schmerzen bei ihrer Kybernetik. Wobei die auch nicht so umfangreich modifiziert sind.“

„Ich würde am liebsten abhauen.“ Sie starrte auf die dampfende Tasse in ihren Händen. „Mich einfach in ein Flugzeug setzen und weg von hier. Ganz weit weg. Aber sie würden mich wiederfinden. Egal, wohin ich gehe. Dieses verdammte Institut.“

Ich zog die Augenbrauen hoch. „Du weißt Bescheid?“

„Klar.“ Sie nickte langsam. „Klar, weiß ich Bescheid. Ohne dieses verdammte Ding wäre das alles nie passiert. Dann würde ich jetzt vielleicht studieren oder sonst irgendwas. Aber eben nicht das. Ich habe das Gen. Das ist keine Kleinigkeit. Aber hätten diese Spinner das Institut nicht in die Luft gejagt, würde das keine Sau interessieren.“

„Kann ich verstehen.“

Niemand verstand wirklich, was das Gen war, woher es kam oder wieso es nur so wenige Menschen besaßen. Doch es war der Ursprung und die Grundlage aller Wächter.

„Manchmal frage ich mich auch, was wäre, wenn das alles nicht passiert wäre... Naja. Wir sind, wo wir sind. Daran können wir nichts ändern... Weißt du, ich habe im Institutskrieg gekämpft, ganz am Anfang. Das wissen nur sehr wenige. Ich habe gesehen, wozu die Menschheit fähig ist und wozu ihre Selbstüberschätzung geführt hat; wohin der maschinelle Wahnsinn führen kann. Und ganz ehrlich? Ich bin dankbar, dass es Menschen wie dich gibt.“

Sie lachte bitter. „Wieso denn das?“

„Kennst du die ganze Geschichte? Also weißt du wirklich, was passiert ist?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Niemand weiß, was wirklich im Institut passiert ist. Also weder wie es zur Katastrophe gekommen ist, noch wieso es vor ein paar Jahren in die Luft geflogen ist. Aber nachdem es zerstört wurde, hat man versucht, aufzuräumen. Wissenschaftler, Militär, das Übliche. Hochoffiziell. Die Öffentlichkeit wollte Antworten. Das Problem war nur, dass leider nicht alles mit dem Institut untergegangen ist. Ein paar... Sachen sind rausgekommen aus den Trümmern. Üble Sachen.“

„Zum Beispiel?“

„Lass es mich so erklären: Die Jungs vom Militär kannten natürlich die Geschichten ihrer Kameraden, die vor ihnen da waren. In diesen Geschichten gab es Monster. Und die Ängste der Soldaten vor den Monstern haben genau diese Monster geschaffen. Was sie sich vorgestellt haben, wurde Realität. Niemand weiß, wieso. Aber jetzt denk mal nach und überleg dir, wie du das bekämpfst, was entsteht, weil du daran denkst.“

Sie schaute mich mit großen Augen an. „Du verarschst mich?“

Ich schüttelte den Kopf. „Nein, leider nicht. Was auch immer im Institut geschehen ist, es hat die Grenze zwischen Vorstellung und Realität, Glaube und Hoffnung, Fantasie und Träumen, gesprengt. Die armen Schweine vom Militär hatten keine Chance. Ganze Bataillone sind untergegangen.“

„Und dann hat man den Orden geschickt?“

Ich nickte. „Genau. Damals waren wir noch nicht viele; vielleicht tausend Mann, aber durch das Training des Ordens waren wir in der Lage, ohne Angst zu kämpfen. Wir konnten unseren Geist vor unseren Emotionen abschirmen. Aber wir waren nicht vorbereitet. Nicht einmal ansatzweise. Nur wenige haben überlebt. Hätten wir damals nicht eine Handvoll Wächter gehabt, wären wir alle draufgegangen. Und deswegen bin ich dankbar, dass es sie gibt.“

„Also hat... Hängt das Gen tatsächlich mit dem Institut zusammen?“

Ich nickte. „Soweit ich weiß, ja. Aber alles, was mit dem Institut zu tun hat, erfährt man nur über viele Ecken. Das Gen wurde erst wenige Monate vor der Explosion entdeckt, aber alle sind sich sicher, dass sein Ursprung da liegt. Vielleicht war es ein weltumspannendes Experiment, keine Ahnung. Jeder erzählt dir da was anderes. Fakt ist, dass dieses Gen dir ermöglicht, Unfassbares zu ertragen. Deswegen bist du eine Adeptin.“

Sie lachte und leerte ihren Kakao. Es war ein bitteres Lachen.

„Tut mir leid.“

„Du kannst nichts dafür. Ich... Ach, ich weiß gar nicht, was ich denken soll. Ich fühle mich normal. Wie immer eben. Ich habe mich nie anders gefühlt. Und irgendwann sind diese Typen zu mir gekommen, haben mir ein Ohr abgequatscht und mich mitgenommen. Einfach so. Und es gab nichts, was ich dagegen tun konnte. Seither ist so viel passiert... Und wenn du dann erfährst, dass... Naja, was du eben gesagt hast... Das ist ziemlich viel.“

„Kann ich mir vorstellen.“ Ich lächelte sie aufmunternd an. „Aber du bist hier. Ich kann dir nicht sagen, was passieren wird. Keiner kann das. Aber ich kann dir versprechen, dass ich bei dir sein werde. Egal, was passiert. Niemand sollte sowas alleine durchstehen. Und ich werde alles tun, was ich kann, damit du auch als Wächterin bei uns bleiben kannst.“

Sie schnaubte. „Und wie willst du das tun?“

„Naja, der Einsatz in einem Feuerteam ist auf Dauer sowieso langweilig. Ich glaube nicht, dass die anderen etwas dagegen hätten, wenn wir uns als Excubitoren melden.“

„Was ist das denn bitte?“

„Wächter haben eine Unterstützungseinheit. Das sind die Excubitoren. Der Wächter kann sie frei aussuchen.“

Sie schwieg einen Moment lang und schaute aus dem Fenster. „Das wäre sehr schön, denke ich.“ Dann fiel sie mir plötzlich um den Hals und drückte ihren Kopf gegen meine Brust. Gerade noch rechtzeitig konnte ich meinen restlichen Kakao in Sicherheit bringen. „Danke. Danke. Das bedeutet mir sehr viel.“

„Schon gut.“ Ich tätschelte ihren Rücken, doch noch während ich redete, wich sie erschrocken von mir zurück.

„Du bist ganz kalt!“

Ich lachte und nickte. „Ein kleines Souvenir vom Institut.“

Sofort wanderten ihre Augen über meine Brust. Ich konnte direkt sehen, wie sie den Drang unterdrückte, ihre Hand auszustrecken und mich zu berühren.

„Darf ich?“

„Nur zu.“

Sie fasste an meine Brust. Oder zumindest an das wenige, was davon noch übrig war. Und das war beileibe nicht viel. Die linke Seite meines Brustkorbs gab es im Großen und Ganzen nicht mehr; von knapp unterhalb meiner Schulter bis knapp oberhalb meiner Hüfte bestand mein Körper aus mehr Metall und Kabeln als aus Fleisch. Die paar Organe, die noch meine eigenen waren, wurden von künstlichen Schläuchen, Pumpen und noch vielem mehr zusammengehalten. Ich fühlte ihre Berührung zwar nicht, doch ich konnte sehen, wie sie erschauerte, als sie die Kälte spürte, die das Kühlsystem erzeugte. Eine Kälte, an die ich mich schon vor langer Zeit gewöhnt hatte.

„Wie...? Wie ist das passiert? Wie kannst du noch... leben?“

„Wie gesagt: Ein kleines Andenken an das Institut. Die Geschichte erzähle ich dir ein andermal.“

Während ich sprach, stiegen vor meinem inneren Auge die Bilder von damals auf, auch wenn ich alles daran setzte, sie zu verdrängen. Bilder, die ich lange Zeit erfolgreich aus meinen Gedanken verbannt hatte, da sie mir viel zu lange den Schlaf geraubt hatten. Bilder, die ich für immer vergessen oder zumindest tief in meiner Erinnerung versteckt und verschlossen geglaubt hatte. Doch jetzt waren sie wieder da. Aus den Tiefen der Verdrängung zurückgeholt durch die einfache Berührung und das Erschauern einer jungen Frau, die mir am Herzen lag.

Was ich an jenem Tag erlebt hatte, hatte mich für immer verändert. Nicht nur körperlich, sondern auch mich als Mensch. Was passiert war, spottete jeder Beschreibung. Beinahe konnte

ich den eisigen Wind von damals spüren, den vernichtenden Schmerz in meiner Brust, die quälende Pein, als man mich nicht hatte sterben lassen. Es gab einen Grund, warum der menschliche Körper ab einem gewissen Punkt starb. Er war nicht dafür ausgelegt, solche Dinge zu überstehen.

Ich schüttelte den Kopf, verdrängte die Bilder so gut wie möglich aus meinen Gedanken und schaute sie an. „Ich bin jedenfalls froh, noch hier zu sein. Sonst hätte ich dich nie kennengelernt.“

Sie kicherte und drehte den Kopf zur Seite, doch dann erwiderte sie meinen Blick und biss sich spielerisch auf die Lippe. „Versuchst du, mit mir zu flirten?“

„Ich hoffe, ich versuche es nicht nur, sondern tue es auch.“

Ihre Augen huschten hin und her, betrachteten jeden Zentimeter meines Gesichts. Ich liebte ihren Blick. Er war so unschuldig, lebensfroh, neugierig. Etwas, das ich schon lange nicht mehr kannte. Ich lachte leise. Vermutlich hätte ich mich rasieren sollen, bevor ich mit ihr flirtete. Wahrscheinlich auch duschen. Und eine ganze Reihe anderer Dinge.

Aber es hatte sich nun mal so entwickelt, wie es jetzt war. Verdammt, wie um alles in der Welt hatte ich bloß den Mut zusammengekratzt, das zu sagen, was ich gerade gesagt hatte? Plötzlich schloss Ira die Augen, schüttelte den Kopf und rückte ein bisschen weg von mir. Mein Herz zog sich sofort schmerzhaft zusammen.

„Was ist los? Hör zu, es tut mir leid. Ich wollte nicht...“

„Das ist es nicht.“ Eine Träne lief langsam über ihre Wange. „Das ist es wirklich nicht. Es ist... Ich bin es. Diese verdammte Narbe. Ich bin hässlich.“

Ich seufzte, zog die Augenbrauen hoch und lächelte sie an. Das sah sie zwar nicht, weil sie noch immer die Augen geschlossen hielt und mittlerweile vollkommen in Tränen ausgebrochen war, doch das war mir egal.

Ich beugte mich zu ihr, streckte die Hand aus und strich ihr vorsichtig ein paar Strähnen ihres Haars aus dem Gesicht, bevor ich meine Hand auf ihre Wange legte und sie langsam streichelte. Wieder und wieder, bis schließlich ein kurzes Lächeln über ihre Lippen huschte und sie ihren Kopf leicht gegen meine Hand drückte.

Ira war in meinen Augen die schönste Frau der Welt. Jeder Zentimeter ihres Körpers war perfekt und so schön wie ihre Seele und ihr Charakter. Und die Narbe machte sie für mich nur noch schöner, denn sie bewies nicht nur ihren Mut, sondern auch ihr Durchhaltevermögen und ihre Willensstärke.

„Du bist nicht hässlich. Ich finde dich wunderschön, Ira.“

Sie lächelte schluchzend und griff nach meiner Hand. „Du bist blöd.“

„Wieso denn das?“

„Weil du blöd bist.“ Sie lachte. „Danke, Rah.“

„Dafür doch nicht. Ira, du bist eine kluge, wunderschöne, junge Frau. Du solltest wegen so einem Mist nicht traurig sein.“

„Es tut mir leid. Du musst dich sicher verhöhnt fühlen... Du weißt schon, wegen deiner...“

„Vergiss es einfach und hör auf, zu weinen, ja?“

„Okay.“

Sie ließ mich los, öffnete die Augen und lächelte mich schüchtern an. Einen Moment lang saß sie einfach nur da, regungslos, und schaute mich an. Ich wusste nicht, ob ich etwas tun oder sagen sollte, ob das der Moment war, wieder die Offensive zu ergreifen, doch noch bevor ich überhaupt über meine Unfähigkeit, richtig zu flirten, nachdenken konnte, sprang sie auch schon auf, nahm die beiden Tassen und trug sie in die Küche.

Verdammt. Das wäre der Moment gewesen. Hatte sie erwartet, dass ich etwas tat? Gottverdammt. Ich war zu langsam gewesen. Da war der Moment und ich hatte es verbockt.

„Was wollen wir heute eigentlich machen?“, rief sie mir plötzlich zu. Ich war dermaßen in meine Zweifel vertieft, dass ich beim Klang ihrer Stimme direkt zusammenzuckte. „Also vorausgesetzt, du willst überhaupt etwas mit mir unternehmen.“

War das ihr Ernst? Vorausgesetzt, ich wollte? War es denn gerade nicht mehr als nur offensichtlich gewesen, dass ich genau das wollte? Spielte sie mit mir, versuchte sie, mich aus der Ruhe zu bringen und zu sehen, wie ich reagierte? Sollte ich nochmal bestätigen, dass ich an ihr interessiert war? Oh Gott, egal, was ich tat oder sagte, wahrscheinlich war es falsch, stieß sie vor den Kopf oder stellte mich als Idioten dar.

„Klar, es würde mich freuen, wenn wir etwas zusammen tun könnten.“ Ich versuchte, so viel Selbstvertrauen wie möglich in meine Stimme zu packen, stand vom Sofa auf und ging zum Fenster. Einfach nur dazusitzen, fühle sich irgendwie unpassend an. Mal ganz davon abgesehen, dass ich viel zu nervös war, um stillsitzen zu können.

Ich schaute durch das staubige Glas nach draußen, blickte auf die Straßen der langsam erwachenden Stadt, auf das rege Treiben auf den Gehwegen und die endlosen Autokolonnen. Wie eine riesige, leuchtende Schlange krochen sie über den Asphalt. Interpretierte ich die ganze Situation falsch? Ging ich zu weit und setzte ich vielleicht sogar alles aufs Spiel? Was, wenn Ira etwas ganz anderes im Sinn hatte und vielleicht einfach nur als Freunde Zeit verbringen wollte? Hatte sie mir überhaupt gezeigt, dass sie flirten wollte, oder lag ich total daneben? Was sollte ich nur machen?

„Ich bin es gar nicht gewohnt, mal frei zu haben“, drang schließlich ihre Stimme aus der Küche zu mir. „Keine Ahnung, was man mit einem ganzen Tag anfangen soll. Hm. Ich habe nicht mal normale Kleider. Nur dieses schwarze Zeug. Egal. Worauf hast du Lust?“

„Keine Ahnung.“ Ich war mehr als nur dankbar, dass wir endlich wieder redeten. „Ich bin nicht von hier. Weiß also nicht wirklich, was man alles machen kann. Vielleicht können wir später was essen gehen. Ich habe seit Monaten nur diese widerwärtigen Feldrationen gegessen.“

„Gute Idee. Dann lass uns heute Mittag zum Italiener? Oder warst du schon mal spanisch essen? Ach, lass uns das einfach spontan entscheiden. Ich will jetzt erst mal raus aus der Bude.“

Mit diesen Worten kam sie zurück ins Wohnzimmer. Sie hatte sich umgezogen. Zwar immer noch schwarz in schwarz, aber nicht mehr das schwere Einsatzoutfit, das sie seit Wochen trug. Sie sah jetzt vielmehr aus wie eine exzentrische Künstlerin, die einfach gerne schwarz trug. Ein simples Top, Jeans und Stiefel. Die Haare hatte sie sich so ins Gesicht gekämmt, dass man nur noch die Gesichtshälfte sehen konnte, auf der die Narbe kleiner war.

„Schick siehst du aus.“

„Dann wollen wir mal. Du lässt deine Ausrüstung hier?“

Ich nickte. „Na klar. Wir haben schließlich frei. Und dank deiner Malkünste wird hier sicher niemand einbrechen und sie klauen.“